XXX. Jahrg. Berlin, den 7. Januar 1922 Nr. 15

Kß

Die Zukunft

Herausgeber
Maximilian Harden

INHALT

Erscheint jeden Sonnabend
Preis vierteljährlich 35 Mk. / Einzelheft 3,50 Mk.



BERLIN
ERICH REISS VERLAG
(Verlag der Zukunft)
1922

Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

Hundertundsechzehnter Band
Januar / März 1922

BERLIN
Erich Reiß Verlag
(Verlag der Zukunft)
1922



Inhalt

DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 7. Januar 1922 Nr. 15

Diagnose

Ob im Lauf des letzten Jahres die Lage Deutschlands besser geworden sei, möchten Sie wissen? Viel besser. Daran sind, by Jove, seine Regirer, die Parlamente und deren Ausschuß, schuldlos. Die haben im Inneren Nützliches gar nicht erst ernsthaft versucht. Noch thront, nach gelungener „Lohnbewegung" doppelt behaglich, Herr Ebert; redet noch immer genau wie Wilhelm, dessen Räuspern und Spucken die ganze Sippe verschleimt hat (und schreibt jetzt sogar Artikel, die in der Secunda eines Mädchengymnasiums als „in Gedanken und Form ziemlich genügend" gelten könnten). Vor einem Jahr hatte er aus der Tiefe des Bauches dem scheidenden Kriegsherrn Noske, der ihm seit der gemeinsamen Muthrenaissance vor Maerckers Paradetruppe und der gemeinsamen Auskratzerei nach Stuttgart noch fester verbrüdert war, zugerufen: „Du hast den Boden vorbereitet, auf dem das große Werk der neuen demokratischen Staatsordnung begonnen werden kann. Das ist Dein großes Verdienst. Das ist Deine That, die in der Geschichte unseres Vaterlandes nicht vergessen werden wird." Dann folgten, fast wörtlich in Wilhelms Stil, die Neujahrerlasse an das „neue Heer", deren hohle Pathetik weit über das ehrbare Versorgung suchende Söldnerheer hinaus zielte und den Vertragspartnern wie Hohn auf die beschworene Schränkung in inneren Polizeidienst klang. Solches blieb uns diesmal erspart. Der Treffliche, der als Schankwirth dem Silvestertrompetenstoß für die „internationale, revolutionäre, völkerbefreiende Sozialdemokratie"

so nett sein „Pröstchen!“ folgen ließ, empfängt nun, als ragender Vormann deutscher Menschheit, das Diplomatencorps und spricht zwar nicht ein nobles, neuem Geist entbundenes Wort, das irgendwo freundlichen Widerhall wecken könnte; sagt aber den Botschaftern und Gesandten, ihre Völker müßten, endlich, den Rückweg in die Vernunft finden, die einstweilen Deutschlands Alleinbesitz sei, und erfreut alle akatholischen Mächte durch die Verkündung, daß nur der Papst „sein vornehmstes Ziel darin erblickt, Frieden auf Erden zu schaffen und zu erhalten“. Jeder Zoll ein Sozialdemokrat und Staatsmann. Auch in Paris hatte, in der selben Stunde, der Präsident der Republik einem Nuntius des Papstes, als dem Doyen der Diplomatenzunft, zu antworten: und Herr Millerand, der doch nur ein guter Anwalt ist, nutzte klug die Gelegenheit, den langen, grausamen Krieg zu beseufzen, die Weltanerkennung französischen Friedensehnens zu buchen und das Papstthum leis an seine nur „sittliche Macht“ zu erinnern. Solche Künste brauchen wir nicht. Noch schnauzen die breitstreifigen Kriegsverlierer triumphatorisch herum und selbst den bösen Schwatz aus Doorn wagt die Regirung heldischer Republikaner nicht abzuwehren. Noch wird jedes Beet des Völkerhasses gedüngt. Probe gefällig?

„Der Landrath Falkenberg O/S., den 17. November 1921.

Der Ausschuß zur Vorführung der Ausstellung ‚Der Vertrag von Versailles‘, die Anfang Dezember in der Turnhalle in Falkenberg O/S. gezeigt werden soll, hat mich um Unterstützung des Vorhabens und besonders gebeten, das Interesse der Herren Lehrer und älteren Schulkinder zu wecken. Die Zeiten sind so gelegt worden, daß am neunten und zehnten Dezember vormittags die Schulkinder unter Führung der Herren Lehrer die Ausstellung besuchen können. Der Herr Kreisschulrath hat Befreiung von der Schule für die in Frage kommende Zeit in Aussicht gestellt. Da das Unternehmen lediglich den Zweck hat, die Kenntniß der schweren Bedingungen und Wirkungen des Friedensvertrages auch in die breiten Schichten der Bevölkerung zu bringen, empfehle ich, den Besuch nach Möglichkeit zu unterstützen und es den älteren Schülern zu ermöglichen, unter eventueller Gewährung des Eintrittsgeldes aus der Schulkasse die Ausstellung unter Führung der Herren Lehrer zu besuchen. Letztere werden gebeten, dem Herrn Kreisschul-

rath möglichst umgehend mitzutheilen, wann die Ausstellung besucht wird. Darauf wird Befreiung vom Schulunterricht erfolgen. Da mit Rücksicht auf die Entfernung in vielen Fällen Fuhrwerk nothwendig sein wird, möchte ich die Herren Gutsbesitzer und größeren Landwirthe ergebenst bitten, geeignete Wagen zur Verfügung zu stellen.

Das Eintrittsgeld ist auf 20 Pfennige für ein Schulkind und 50 Pfennige für eine erwachsene Person festgestellt.

An die
Magistrate, Gemeinde- und Gutsvorstände,
die Herren Schulverbandsvorsteher und Wackerrapp."
den Herrn Kreisschulrath.

Ein Franzose schickte mir den Erlaß und fragte, ob solche öffentliche, durchaus nicht vereinzelte, von den Staatsbehörden geförderte Hetze gegen den von Deutschland unterschriebenen Vertrag nicht den Glauben nähren müsse, der vielbetheuerte „Erfüllungwille" sei neuer Trugzauber und von dem unbelehrbaren Deutschland nur durch Drohung und Gewalt Beträchtliches zu erlangen. Keine andere Antwort möglich als: Ja. Ein schulfreier Tag, Fahrt in der Gutsherrnkutsche, Eintritt frei oder gegen Entgelt, der eine Stecknadel kauft: Alles, was Beine hat, will einen Sitz in diesem Kino erklettern. Schon sind die härtesten Kanten des Versailler Vertrages weggehobelt, wird die Glättung anderer versucht; deutsche Regirer aber erweisen ihren Sühnwillen dadurch, daß sie Schulkinder mit Flimmermitteln gegen „Feindbund" und „Schandfrieden" in Weißgluth hitzen. Und Aehnliches geschieht in Süd und Nord, Städten und Dörfern an jedem Tag. Aber auch andere „vaterländische Gefühle" werden gepflegt. Orden gefällig?

„Ordens-Satzungen*) der Deutschen Ehren-Denkmünze des Weltkrieges (DEdW) am schwarz-weiß-rothen Bande.

1.

Die DEdW ist eine Auszeichnung, die geschaffen wurde den Toten zum Gedächtniß, den Lebenden zur Ehrung, den Kommenden zur Nacheiferung. Sie ist eine Auszeichnung, die

*) Die DEdW ist im freien Handel nicht erhältlich. Die Kgl. Hofjuweliere J Godet & Sohn, Berlin W 8, Charlottenstr. 55, die schon die Hersteller der Kriegsdenkmünze 1870/71 waren, sind durch Vertrag mit dem Ordensrath verpflichtet, nur den zu Inhabern der DEdW Ernannten die Deutsche Ehrendenkmünze des Weltkrieges mit den Zubehörtheilen auszufolgen.

zur Verleihung gekommen wäre, wenn der Sieg der ruhmvollen deutschen Waffen nicht heimtückisch hintertrieben worden wäre. Sie wird auf Antrag vom Ordensrath des Verbandes national gesinnter Soldaten ‚In Vertretung' (I V) verliehen.

2.

Die DEdW wird als Kriegs-Auszeichnung an einem schwarz-weiß-rothen Ordensbande unmittelbar hinter den deutschen Kriegsorden getragen.

3.

Männern, die auf Ehre und Gewissen versichern, als Frontkämpfer dem Feinde gegenübergestanden zu haben, wird zur DEdW ein Kampfabzeichen verliehen, bestehend aus Schwert mit Eichenzweig.

4.

Die Ehrenurkunde der DEdW ist gleichzeitig das Besitzzeugniß für diese Auszeichnung.

5.

Die DEdW kann allen Männern und Frauen verliehen werden, die ihre Würdigkeit**) für diese Auszeichnung durch die schriftliche Erklärung begründen, daß sie während des Weltkrieges und in seiner Folgezeit bemüht waren, nach bestem Wissen und Gewissen für das deutsche Vaterland ihre Pflicht zu thun.

6.

Da öffentliche Mittel zur Durchführung der Verleihung der DEdW nicht zur Verfügung stehen, muß der Antragsteller die Kosten selber tragen. Diese sind so niedrig wie irgend möglich gehalten und werden vom Ordensrath dem Tief- oder Hochstand des deutschen Geldes angepaßt.

7.

Zur Verleihung der DEdW an solche Männer und Frauen, die nicht in der Lage sind, die nötigen Mittel selbst aufzubringen, verwaltet der Ordensrath einen besonderen Ordensschatz. In diesen fließt ein Bruchtheil (zunächst Mk. 1) des von den anderen Antragstellern eingesandten Gesammtbetrages. Der

---

**) Würdig sind alle Männer und Frauen, Deutsche und Deutschfreunde im In- und Auslande, die amtlich, ehrenamtlich oder im Privatleben, im Felde, in den Etapen oder in der Heimath, mit der Waffe, an ihrer Arbeitstätte oder in ihrer Familie nach Kräften bemüht waren und sind, mitzuhelfen, daß das Deutschthum von der Welt seiner Feinde nicht erdrosselt werde.

Unwürdig sind Drückeberger, Schieber, Wucherer, Umstürzler und Verräther aller Art.

Ordensrath verleiht aus diesem Ordensschatz die DEdW ohne Entgelt nur auf besonders begründeten Antrag.

8.

Irgendwelche Verpflichtungen übernehmen die Inhaber der DEdW nach ausgesprochener Verleihung nicht.

9.

Der Ordensrath besteht aus neun Beauftragten, die nach eigener Dienstordnung I V die Angelegenheiten der DEdW ehrenamtlich verwalten und der maßgebenden Stelle Rechenschaft ablegen werden.

Der Ordensrath
I. V.:

Kluge	Hering	Grubert	von Kutzleben	
Engels	Graf Schack	Snethlage	Rögler	Blöß

Mit Sauersüßlichem über den ewig währenden Jahrmarkt menschlicher Eitelkeit ist die Sache nicht abgethan. Wer ist die „maßgebende Stelle", die „beauftragen" kann, und wer bezahlt den Gesammtkram? Die Satzungen und der Antragbogen lagen Nationalistenblättern bei, die solche Fracht wohl kaum um Gottes willen befördern. Für Orden, Band, Kampfabzeichen, „künstlerisch ausgeführte Ehrenurkunde" sind an den „Königlichen Hofjuwelier" nur dreißig Mark zu zahlen; und wers nicht will oder kann, erhält Alles umsonst. Da der Andrang nicht schmal sein wird, kann nur eine kräftige Organisation den Fehlbetrag decken. Den Zweck dieses Geldopfers zu ergründen, wäre staatlicher Mühe werth.

So weit sind wir; drei Jahre nach der Kapitulation der Obersten Heeresleitung. Die Mörder der 323 (von Liebknecht bis auf Gareis und Erzberger) sind sicher wie in Abrahams Schoß. In Preußen wird mit zäher Verschmitztheit die Auflösung der Majorate gehindert. Trotz der Kartoffelnoth ist Schnapsbrennerei erlaubt. Nicht eine der acht Bedingungen erfüllt, deren Annahme im März 20 zehn Millionen Arbeiter erzwangen. Seit vierzig Jahren war in Deutschland nicht so wenig von echtem Sozialismus fühlbar wie heute. Die Ebertiner heben die Achseln und sprechen: „Der Kapitalismus ist lebendiger als je und fürs Erste kann nur der rücksichtlose Wagemuth des großen Privatunternehmers uns retten. Den Massen darf mans noch nicht sagen, weil sie an

Sozialisirung und anderen Spuk glauben." Vor drei Jahren „marschirte" sie. Wohin? Und trotz Alledem ist die Lage viel besser. Deutschland beschäftigt die nachgewachsenen, die aus verlorenem Gebiet oder Ausland heimgekehrten, die früher in Heer und Flotte eingereihten Arbeitkräfte, dazu Millionen proletarisirter Mittelstandsleute beiderlei Geschlechtes; und die Zahl der Arbeitlosen ist niedriger als jede aus dem letzten Vorkriegsjahr. Der Apparat fast ganz wieder in Ordnung. Jeder Akkordarbeiter, der leicht doch in Schleuderei zu verleiten wäre, liefert sorglich zugerichtete Stücke, die als Muster gezeigt werden. Hut ab vor solcher Arbeitleistung; auch des Unternehmers, Technikers, Kaufmannes. Wie in der Kriegszeit: die unzermorschbare Tüchtigkeit der Nation ersetzt, was der großmäuligen „Obrigkeit", civiler und militärischer, fehlt. Noch heller aber wirds draußen.

Vor einem Jahr antwortete ich der großen amerikanischen Zeitung The New York World auf die Frage, ob ein Feldzug zu Weltentwaffnung mir nützlich scheine: „Die einzigen klar, auch in ihrer nächsten Evolution, bestimmbaren Faktoren der Welt von heute und morgen sind die Vereinigten Staaten, das British Empire und Japan. Bleibt Alles zwischen ihnen, wie es jetzt ist, dann wird, trotz den schönsten Worten und sogar dem besten Willen auf allen drei Seiten, ein Zusammenstoß früh oder spät unvermeidlich. Dann wiederholt sich das Spiel, das Europa von 1890 bis 1914 im Kleinen an dem Auf und Ab des Verhältnisses von Deutschland, Frankreich, Rußland erlebt hat, in den ungleich größeren und gefährlicheren Umfängen dreier Reiche, die, als Hauptbetheiligte an der Weltwirthschaft, sich durch Ueberlegenheit zu See die Weltherrschaft zu sichern suchen, wie, von den Kämpfen zwischen Rom und Karthago an bis zum amerikanischen Sezession-Krieg und Englands Siegen über Spanien, Holland, Frankreich, Deutschland, jedes in solche geographische und ökonomische Lage gelangte Reich versucht hat. Sichere Verhinderung dieses im Vollsinn des Wortes großkapitalistischen Krieges wird aber nur bewirkt, wenn die Vorbereitungen, mögen sie bewußt der Defensive oder unbewußt der Offensive gelten, sofort und für immer eingestellt

werden. Angriff oder Abwehr: Das ist in der grausamen Wirklichkeit am Ende nur eine Frage geschickter oder ungeschickter Inszenirung." Kurbel. Zwölf Monate später. Um ehrliche Freundschaft mit Amerika zu ermöglichen, hat England der Grünen Insel die Freiheit und das Recht Kanadas gewährt, allen Dominions die Mitbestimmung der Reichspolitik, hat es das Bündniß mit Japan gelöst und auf die Vorherrschaft zu See verzichtet. Dies ist von allen Privilegienopfern, vorgestern unerträumten, das gewichtigste. Blinde nennen Englands Abdankung, was Nachwelt als die weiseste That des Britenreiches preisen wird. Das aber hätte niemals eingewilligt, die Kampfkraft seiner Flotte der amerikanischen anzugleichen und, zunächst für zehn Jahre, auf alle Ersatzbauten zu verzichten, wenn es nicht der thätigen Amerikanerfreundschaft ganz sicher wäre, viel sicherer sein dürfte, als die Französische Delegation ahnte, deren washingtoner Taktik auf Unterstützung der Vereinigten Staaten gegen England und auf Vermittlerprofit berechnet war. Kein Wettrüsten; anglo-amerikanische Solidarität, nicht Rivalität. Völliger Wandel des Weltbildes. Japan verliert den größten Theil der Beute, die es seit 1914 mühelos geheimst hat. Nie hatte dieses Kaiserreich mehr dem deutschen geähnelt. Der selbe Machtgedanke beherrschte die feudale Militärkaste und das rastlos nach Erwerb spähende Bürgerthum; spornte beide Klassen zu dauernder Höchstleistung. Mochte sichs um „strategische Sicherung", auf Korea, dem südmandschurischen Gleis, bei Wladiwostok, in Sibirien, oder um Kohle, Oel, Nährstoff, Eisen (Schantung, Nordsachalin, Korea, Hankau), um die Erdschätze und Riesenmärkte Chinas handeln: immer stand, nach berliner Muster, „Ehre auf dem Spiel". Das ist verloren. Mit seinem höflichsten Lächeln hat Japan den Fehler quittirt und sich des Paktes gefreut, der ihm, wie den Vereinigten Staaten, dem British Empire und Frankreich, auf zunächst zehn Jahre die Unantastbarkeit pazifischen Landbesitzes verbürgt, jede der vier Mächte verpflichtet, im Fall der Bedrohung eines Lebensinteresses von den Vertragspartnern Hilfe zu erbitten, und für den gefährlicheren Fall eines zwischen zweien drohenden Zwistes die beiden anderen zu

Schiedsrichtern bestellt. Amerika und England werden nicht so thöricht sein, den Japanern, deren Industrie schlecht geht, lohnende Auswandermöglichkeit zu sperren. Gefährlich sind sie, allein, den United States nicht mehr, die den Panama-Kanal und den Viermächtepakt haben. Und Raum für Alle hat die Erde. China wird, freilich, die japanischen Arbeiter nicht locken; denn es umfaßt ein Drittel aller Erdbewohner und hat ein Gewimmel fleißiger, grundgescheiter Land- und Stadtarbeiter, „die in der einem Polarbären behaglichen Kälte und in der einem Salamander tötlichen Hitze mit gleichem Eifer am Werk sind und zu Erhaltung ihrer Kraft nur ein paar Schaalen Reis brauchen". Die sind nicht zu unterbieten; doch für Japan neue Wohlfahrtquellen zu finden. Noch ist dort eine starke, morgen stärkere Partei, die auf das nachleninische Rußland, ein konstitutionell kaiserliches, hofft. Das, schrieb Graf Okuma 1919, „wird sich uns verbünden; dann brauchen wir weder England, den Knechter der Gelben, Braunen, Schwarzen, noch die Gnade Amerikas, können über Moskau auf den Balkan, nach Deutschland, Frankreich, Italien marschiren, den größeren Theil der Erde erobern, die Tyrannei der Angelsachsen brechen, die Musulmanen, die Amer-Inder in Mexiko und Südamerika, die dreihundert Millionen Hindu erlösen, das Weltimperium der ‚Farbigen' gründen." Auch ein ausgeträumter Traum. Aus ihm konnte, bei der bedrohlich raschen Vermehrung der Farbigen, Wirklichkeit werden; bis die washingtoner Verträge ihm den Weg ins Leben vermauerten. Daß Rußland, in stillem Einvernehmen mit Amerika, die Republik des Fernen Ostens, deren formale Demokratie den Sowjets ein Gräuel ist, bestehen ließ, hatte den Zweck, den Japanern den Vorstoß bis an den Baikalsee zu wehren. Auch aus Nordsachalin, der Küstenprovinz und Sibirien müssen sie weichen, sobald die Herren Harding-Hughes-Lloyd George mit den zum „Staatskapitalismus" bekehrten Moskauern ganz einig sind. Werden sie? Der (hier hundertmal vorausgesagte) Wettlauf nach den Erdschätzen und Märkten Rußlands hat begonnen. Der Volkskommissar Tschitscherin, dessen (bei uns, wie fast alles Wichtige, nicht beachteter) Aufruf „An die Franzosen" einen ganz neuen, ungemein milden Ton hatte, ist mit dem einst

aus England gescheuchten Kollegen Litwinow feierlich nach London eingeladen worden. Sogar Herr Poincaré warnt jetzt die Landsleute, das Russengeschäft den „lieben Bundesgenossen“ zu überlassen. Uns geht es abermals wie Offenbachs trägen Gendarmen: „Par un malheureux hasard nous arrivons toujour trop tard.“ Sind aber ganz diesmal nicht zu entbehren. Amerika, von dem auch auf diesem Weg sich das Empire nicht trennen wird, macht wohl das Rennen. Erst als Finanzirer und Hauptlieferant Rußlands, das auf übervoller Schatzkammer verhungert und, nebenbei, noch zwei Millionen guter Soldaten hat, ist es der Weißen-Weltherrschaft vollkommen sicher. Welche Koalition könnte an Kampf gegen Amerika-British Empire-Rußland-China auch nur denken? Und wer die Bolschewikenliteratur der letzten Monate gelesen hat, Der weiß, wie heiß das Moskauersehnen nach dem Bund mit Amerika ist. Allen, die dagegen sprächen, ginge es, wie, nach dem Bericht Krhishanowskijs, im Bezirk Alexandrow den Banditen, die den Erbauern einer ländlichen Elektrizitätcentrale nach dem Leben trachteten: hurtig stand, mit Donnergepolter, die Bauerschaft für die „Lichtbringer“ auf.

So, Frager, dämmert der Tag, an dem in Cannes die Verhandlung beginnt. Die Waffen, mit denen Frankreich sich gerüstet hat, Angoravertrag, Wiesbadener Abkommen, Untersee- und Luftbedrohung Englands, sind schon wieder veraltet. Sie können Englands Verzicht auf seinen Theil vom deutschen Tribut erkaufen. Auch Amerika wird den Kriegsgenossen, die sich in gründliche Abrüstung entschließen und überstaatliche Organisation aller Werth zeugenden Weltarbeit ermöglichen, die Schulden ganz oder zum größten Theil streichen. Bagatelle: in Vergleich mit dem Gewinn, der nun, auf einer mählich entgifteten Erde, winkt. Ob Deutschlands Lage besser geworden ist? Viel besser. Denn der Kapitalismus wird, was der Sozialismus schien: international; er meidet Konkurrenzkampf, der ohne Noth Kräfte verbraucht und Preise verdirbt, giebt jede Arbeit dem dazu Tauglichsten, läßt von Grenzpfählen und Schlagbäumen seine Rechnung nicht stören und schätzt, jenseits von Haß und Liebe, die Völker nach ihrer Schöpferleistung. Deshalb darf Deutschland aufathmen.

Gentleman und Bohémien

Blut- und Geistesadel Europas schufen sich ihre spezifischen Typen: Englands Blutadel den Gentleman; Frankreichs Geistesadel den Bohémien. Beide begegnen einander in dem Bestreben, der öden Häßlichkeit spießbürgerlichen Daseins zu entfliehen: der Gentleman überwindet sie durch Stil, der Bohémien durch Temperament. Der Gentleman setzt der Formlosigkeit des Lebens Form, der Bohémien der Farblosigkeit des Lebens Farbe entgegen.

Der Gentleman bringt in die Unordnung menschlicher Beziehungen Ordnung, der Bohémien in deren Unfreiheit Freiheit.

Die Schönheit des Gentleman-Ideales beruht auf Form, Stil, Harmonie: sie ist statisch, klassisch, apollinisch. Die Schönheit des Bohémien-Ideales beruht auf Temperament, Freiheit, Vitalität: sie ist dynamisch, romantisch, dionysisch.

Der Gentleman idealisirt und stilisirt seinen Reichtum, der Bohémien idealisirt und stilisirt seine Armut.

Der Gentleman ist auf Tradition gestellt, der Bohémien auf Protest: das Wesen des Gentleman ist konservativ, das des Bohémien revolutionär. Mutter des Gentleman-Ideales ist England, das konservativste Land Europas, Wiege der Bohème ist Frankreich, das revolutionärste Land Europas. Das Gentleman-Ideal ist die Lebensform einer Kaste, das Bohème-Ideal Lebensform von Persönlichkeiten. Das Gentleman-Ideal weist jenseits von England zurück auf die römische Stoa, das Bohème-Ideal weist jenseits von Frankreich zurück auf die griechische Agora. Die römischen Staatsmänner näherten sich dem Gentlemantypus, die griechischen Philosophen dem Bohémientypus: Caesar und Seneca waren Gentlemen, Sokrates und Diogenes Bohémiens.

Der Schwerpunkt des Gentleman liegt im Physisch-Psychischen, der des Bohémien im Geistigen: der Gentleman darf Dummkopf, der Bohémien darf Verbrecher sein.

Beide Ideale sind Erscheinungen menschlicher Kristallisation: wie der Kristall nur in unstarrer Umgebung sich bilden kann, so verdanken die zwei Ideale ihr Dasein der englischen und der französischen Freiheit.

Im kaiserlichen Deutschland fehlte diese Atmosphäre zur Persönlichkeit-Kristallisation: daher konnte es kein ebenbürtiges Ideal entwickeln. Zum Gentleman fehlte dem Deutschen der Stil, zum Bohémien das Temperament, zu Beiden Grazie und Geschmeidigkeit. Da er in seiner Wirklichkeit keine ihm angemessene Lebensform fand, suchte der Deutsche in seiner Dichtung nach idealen Verkörperungen deutschen Wesens: und fand als physisch-psychisches Ideal den jungen Siegfried, als geistiges Ideal den alten Faust. Beide Ideale waren romantisch-unzeitgemäß: in der Verzerrung der Wirklichkeit erstarrte das romantische Siegfried-Ideal zum preußischen Offizier, zum Lieutenant, das romantische Faust-Ideal zum deutschen Gelehrten, zum Professor. An die Stelle organischer Ideale traten mechanische: der Offizier verkörpert die Mechanisirung des Psychischen: den erstarrten Siegfried; der Professor die Mechanisirung des Geistigen: den erstarrten Faust. Auf keine seiner Klassen war das wilhelmische Deutschland stolzer als auf seine Offiziere und Professoren. In ihnen sah es die Blüte der Nation, wie England in seinen politischen Führern, die romanischen Völker in ihren Künstlern.

Will das deutsche Volk Höherentwickelung, so muß es seine Ideale revidiren: seine Tatkraft muß die militärische Einseitigkeit sprengen und sich weiten zu politisch-menschlicher Vielseitigkeit; sein Geist muß die reinwissenschaftliche Enge sprengen und sich weiten zur Synthese des Dichter-Denkers.

Das neunzehnte Jahrhundert hat dem deutschen Volke zwei Männer größten Stiles geschenkt, die diese Forderungen höheren Deutschtums verkörperten: Bismarck, den Heros der Tat; Goethe, den Heros des Geistes. Bismarck erneut, vertieft und belebt das kitschig gewordene Siegfried-Ideal; Goethe erneut, vertieft und belebt das verstaubte Faust-Ideal. Bismarck hatte die guten Eigenschaften des deutschen Offiziers ohne dessen Fehler; Goethe hatte die guten Eigenschaften des deutschen Gelehrten ohne dessen Fehler. In Bismarck überwindet die Ueberlegenheit des Staatsmannes die Beschränktheit des Offiziers; in Goethe überwindet die Ueberlegenheit des Dichter-Denkers die Beschränktheit des Gelehrten: in Beiden das organische Persönlichkeitideal das

mechanische, der Mensch die Marionette. Durch seine vorbildliche Persönlichkeit hat Bismarck mehr für die Entwickelung des Deutschtums getan als durch seine Reichsgründung; durch sein olympisches Dasein hat Goethe das deutsche Volk reicher beschenkt als durch seinen Faust: denn Faust ist, wie Goetz, Werther, Meister und Tasso, nur ein Fragment von Goethes Menschentum.

Deutschland sollte sich aber hüten, seine beiden lebendigen Vorbilder zu verkitschen und herabzuziehen: aus Bismarck einen Feldwebel, aus Goethe einen Schulmeister zu machen.

An der Nachfolge dieser beiden Gipfel deutschen Menschentums könnte Deutschland wachsen und gesunden; von ihnen kann es tätige und beschauliche Größe lernen, Tatkraft und Weisheit. Denn Bismarck und Goethe sind die beiden Brennpunkte, um die sich ein neuer deutscher Lebensstil bilden könnte, der den westlichen Idealen ebenbürtig wäre.

Wien. Dr. Richard N. Coudenhove-Kalergi.

Meminisse juvabit

In den Tagen, da wieder einmal die Presse der Rechten besonders laut über den Schandfrieden von Versailles und die Versklavung des deutschen Volkes zeterte, wurde mir eine kleine Schrift zugesandt. Sie ist 1915 in Hamburg erschienen und trägt den Titel „Erster politischer Brief, herausgegeben von Dr. R. Hagge". Das Büchlein ist nur acht Seiten stark, spricht aber Bände.

Dr. Hagge beginnt mit einer Polemik gegen die Forderung der Herren Dernburg und Delbrück, das Schlußergebniß des Krieges müsse die Gründung eines deutschen Kolonialreiches sein. Natürlich will auch er ein solches Kolonialreich. Das aber ist ihm nur eine Begleiterscheinung des Sieges. Sein Kriegsziel reicht weiter.

„Vor allen Dingen müssen wir uns zuerst zum Herrn in Europa machen, dann fallen uns die auch von mir gewünschten Kolonien von selbst zu. Wir müssen als Kriegsentschädigung so viele Milliarden nehmen, daß wir unsere sämmtlichen Anleihen nicht nur damit bezahlen können, sondern auch weit darüber hinweg. Für jedes farbige Regiment, das der Feind uns gegenüber in den Kampf geführt hat, würde ich extra hundert Mil-

lionen Mark als Entschädigung nehmen. Wir müssen so viel nehmen im Ganzen, daß wir im Fall des Sieges nicht nachher dem Volk mit großen Steuern, Neuauflagen zu kommen nötig haben."

Steuersorgen, wie sie jetzt die Franzosen, Italiener, Belgier und Engländer trotz ihrem Sieg haben, wären dem deutschen Volk also erspart geblieben, wenn es nach dem Programm des Dr. Hagge gesiegt und den Frieden diktirt hätte. Weiter.

„Wir müssen nehmen Französisch-Belgien, Kurland, Livland, Esthland, Suwalki und Kowno, Grenzstädte etwa Narwa, Pskow, Dünaburg, Wilna, Grodno, Bialostok, am Narew entlang bis Nowogeorgiewsk. Von dort über Lodz, Kalisch und die Warthe als Grenze, Rest von Russisch-Polen inclusive Warschau. Podolien und Wolhynien an Oesterreich. An Oesterreich auch Venetien zurück. Auch an Frankreich darf Belfort, Epinal, Toul, Verdun, eben so Artois, Hennegau, Französisch-Flandern unter keinen Umständen zurückgehen."

Man wird sich vielleicht wundern, daß Dr. Hagge schreibt, Belfort, Epinal, Toul und Verdun dürften nicht an Frankreich „zurückgehen". Aber der „richtiggehende" Nationalist escomptirt natürlich alle von ihm gewünschten Eroberungen. Nous les aurons! Daß wir „in Europa rechts und links nehmen, was wir brauchen", ist für Herrn Hagge eine Selbstverständlichkeit. Aber ihm genügt das Land keineswegs. Die Hauptsache ist ihm, daß es nur von Leuten „deutschen Blutes" bewohnt werde. Das scheint schwierig, da die von ihm annektirten Länder fast ausschließlich von Nichtdeutschen bewohnt sind. Tut nichts: der Herr weiß für Alles Rat.

„Wir treiben erbarmunglos jede Art fremder Bevölkerung aus." Letten, Esthen, Polen und Wallonen müssen „restlos" ihr Land verlassen. Die Deutsch-Balten und die Vlamen läßt er natürlich wohnen, sonderbarer Weise auch die Litauer, weil er sie für „assimilirbar" erklärt. Sonst aber wird das Land rechts und links erst rein ausgekehrt und dann von Deutschen besiedelt. Zunächst kommen „die Dotationen der Heerführer und Aehnliches", was in Großgrundbesitz in den eroberten Gebieten bestehen soll. Was übrig bleibt, wird in Losen von hundertzwanzig Morgen gegen ein Butterbrot an möglichst alle deutschen Kombattanten ausgeteilt.

Herr Hagge sieht voraus, daß man seinen Plänen vielleicht das Völkerrecht entgegenstellen könnte. Das genirt

ihn nicht. Er pfeift darauf. „Wenn ich das Wort Völkerrecht höre, wird mir schon übel.“ Sentimentalitäten liegen ihm fern. Ein neuer Krieg kann seiner Ansicht nach nur durch „größte Härte und brutale Rücksichtlosigkeit vermieden werden“. Zur „Beruhigung zarter Gemüter“ fügt er übrigens noch wohlwollend hinzu, Rußland habe Land genug, um seine ausgetriebene Bevölkerung anzusiedeln, und Frankreich könne die Wallonen ganz gut zum Ersatz für seine Verluste an Menschen gebrauchen.

Wiederum sieht man: Herr Hagge ist ganz und gar kein Unmensch. Er denkt auch an die Interessen der Anderen; „wie er sie auffaßt“, natürlich. Ueber Auffassungen läßt sich eben so wenig streiten wie über Geschmack. Herr Hagge ist kein Demokrat. „Mit parlamentarischer Regirung bleibe mir Einer vom Leibe!“ stößt er aus der Tiefe seines Gemütes heraus. Sein politisches Programm ist klar: „Die faktisch überragende Macht muß bei der preußischen Krone im deutschen Bundesreich bleiben, mindestens unvermindert, lieber noch vermehrt.“ Zur Vermehrung der Kronmacht hat er sich einen feinen Plan ausgedacht.

„Die Bauernsiedlungen müssen mit Seiner Majestät dem Kaiser unmittelbar in Verbindung gebracht werden. Es muß deutsches Kaiserland werden; mit dem Kaiser steht und fällt der Rückhalt für ihr Lehen. Die Formel dafür dürfte leicht zu finden sein. Der Vorteil für die Dynastie der Hohenzollern und damit mittelbar für die übrigen Dynastien ergiebt sich von selbst.“

Ich weiß nicht, ob der Mann den Hohenzollernschen Hausorden erhalten hat. Verdient hätte er ihn jedenfalls. Aber selbst unter Wilhelm dem Zweiten fand ja nicht immer wahres Verdienst seinen Orden. Jedenfalls wird jeder unbefangene Leser zugeben, daß der Zustand Europas nach einem Sieg Hagges für Inland wie Ausland gleich erfreulich gewesen wäre.

Während des Krieges unterlagen politische Schriften der militärischen Censur. Offenbar also hat sich der Politische Brief des Dr. Hagge der Billigung des Generalkommandos in Altona zu erfreuen gehabt. Was Niemand Wunder nehmen wird. Wurde doch damals jede nationalistische Hetzerei an der maßgebenden Stelle gutgeheißen. Nur den Pazifisten war die Hand gebunden und der Mund versiegelt.

Es ist anders gekommen, als Dr. Hagge und Seines-

gleichen gedacht haben. Niemand kritisirt strenger als wir Pazifisten die Bestimmungen des Versailler Friedens, die dem Selbstbestimmungrecht der Völker widersprechen. Wir haben ein Recht zu dieser Kritik. Nicht aber haben dies Recht Leute, die der Welt einen Potsdamer Frieden aufzwingen zu können hofften. Hellmut von Gerlach.



Schlechte Akustik

Man fördert mit verlorenen Prozessen, wie mit mißglückten Putschen, immer nur die Interessen der Gegenpartei. Mit ihrer abgewiesenen Klage hat Frau Agnes Straub den Gegnern der Gegner des Arenatheaters einen schätzbaren Dienst erwiesen; vielleicht wird es ihr einmal gedankt werden.

Stadtbekannt ist, daß im Großen Schauspielhaus geschrien wird. Die Schauspieler sagen es und das Publikum sagt es. Das Publikum hat Recht, denn es stellt eine Tatsache fest. Die Schauspieler haben Unrecht, denn sie schaffen diese Tatsache. Nicht dolos; kaum fahrlässig. Sondern in putativer Notwehr. Man schreit, überschreit sich und verschreit das Theater, in dem man sich krank geschrien hat. Aber das Theater hat keine Schuld. Niemand muß sich im Großen Schauspielhaus überschreien; der Raum ist überakustisch. Die Philharmoniker durften hier ihr körperlosestes Pianissimo wagen. Der entmaterialisirte Hauch eines Hauches der gedämpften Geigen dringt in den entferntesten Winkel, füllt den Raum so ganz, daß der Besucher, der im Dritten Ring hinter der Säule sitzt, in Ergriffenheit den Atem anhält. (Nicht, weil er nichts hört; dann würde er husten.) Sänge Battistini hier seine Figaro-Arie (im Battistinitempo), keine Silbe ginge verloren. Alles ist in diesem Hause zu hören; Alles, was nicht überbrüllt oder übertrampelt wird; das unbeherrscht Ueberlaute ist hier schwerer als sonstwo zu ertragen. Dies Theater könnte ein stilles Theater sein. (Wenn sichs um die Akustik handelt.)

Für den Schauspieler, der sich in den Riesenraum gestellt fühlt, muß die Versuchung, zu schreien, groß sein; sonst würden nicht kluge, nachdenkliche Künstler ihr er-

liegen. Man schreit, in bester Meinung, aus verirrtem Stilgefühl, um nicht kleiner zu sein als der Raum; und verwechselt Lautheit (die man giebt) mit Intensität des Sprechens (die man geben sollte); und man schreit, zweitens, in dem Bestreben, überall im Hause deutlich vernommen zu werden, und giebt Lautheit statt Deutlichkeit; man schreit immer mehr und wird immer undeutlicher; man mißhandelt die Stimme (Mangel der Stimmenausbildung) und man mißhandelt das Wort (Mangel der Sprechtechnik).

In Deutschland sind heute die Schauspieler zu zählen, die nicht „hasdu“ sagen, wenn sie „hast Du“ sagen wollen. „Aber ich bitte Sie,“ hielt mir Einer entgegen, „ich kann doch nicht im höchsten Affekt so sprechen“; er machte mirs vor und sprach „so“ (nämlich: deutlich), und da ich in der weiten Welt keinen Grund wußte, warum er im höchsten Affekt nicht so sprechen sollte: „Der Schauspieler ist doch kein Opernsänger, der in jedem Augenblick an seine Tonbildung denkt!“ Nein; aber der Opernsänger, dessen Ton so sitzt, daß er nicht mehr nötig hat, während des Singens daran zu denken, und der darum Schauspieler sein kann wie ein wirklicher Schauspieler, sollte unseren Schauspielern zu denken geben; wie wäre es, wenn sie wieder, wie in den versunkenen Zeiten, als noch das R gerollt wurde, so gründlich sprechen lernten, daß sie sichs leisten könnten, noch im höchsten Affekt „so“ zu sprechen (wie sies gelernt haben)?

Sprechtechnik, Stimmtechnik der deutschen Schauspieler liegt im Argen, daß es nicht mehr ärger werden kann. Es steht schlimm um eine Sprechkunst, in der es so schlimm um ihre technischen Voraussetzungen steht. Das hat das Große Schauspielhaus, in dem Alles zu hören ist, unerbittlich enthüllt. Die Schauspieler, die schlecht auf das Große Schauspielhaus zu sprechen sind, wissen wohl, warum. Oder sie sollten es wissen; und sie handeln nicht klug, wenn sie das akustische Problem des Großen Schauspielhauses in die Oeffentlichkeit bringen; denn dieses Problem heißt heute: Deutsche Schauspieler, lernet sprechen!

Das Schicksal wußte, was es that, als Max Reinhardt den Schauspieler von heute ins Arenatheater stellte.

Klaus Pringsheim.



„Dehmel-Gesellschaft"

Auch Die, zu denen Dehmels Werk nicht sprach, bezwang sein Wesen. Je älter er wurde, um so leiser tropfte, zuweilen in kostbar kristallener Reine, der Quell seiner Dichtung, doch um so reicher, holder und weiser entwirkte sich das Menschentum dieses geborenen Dichters. Weil ich ihn liebte, zeuge ich für ihn in einem Augenblick, wo berufene Hüter seinen Namen ins Unklare setzen.

Selten ist ein Dichter Mitte Fünfzig so ohne Nachlaß geschieden. Nachdem er schon seit Vierzig sehr Wenig und nichts Entscheidendes mehr produzirt, viel gesammelt, zu viel verändert hatte, zog ihn der Krieg als ein erwünschtes Abenteuer der Verjüngung aus seinen ihm selber zu ruhigen Bahnen, ohne ihm Dichtungen seines vollen Wertes zu schenken. Seit einem Jahrzehnt und länger hatte er biblische Dramen geplant; er hat sie nicht begonnen. Was inzwischen dramatisch von ihm erschien, war manchmal interessant, manchmal peinlich, nirgends bedeutend. Nur ein schmaler Band neuer Gedichte brachte den Freunden seiner einstigen Fülle die Erinnerung und schenkte ihnen überdies Töne einer gereiften Stille, wie sie sein einst glühendes, nun schimmerndes Wesen im Verkehre zauberisch verbreitete.

Dann starb er, man darf sagen, an den Folgen seines schönen Irrtums: hinter Deutschland die Welt versinken zu sehen, der er sich ganz verbunden fühlte. Was war die Aufgabe der Seinen? Das Kostbare vom Schlackigen, Meisterschaft von halben Versuchen zu scheiden: Dehmels Werk zu verkleinern, damit er mit dem schmalen Bande sogleich historisch legitimirt würde, in dem allein er auf die Nachwelt kommen wird. Zehn Bände (die sich zu zwölf erweiterten) hatte der Verlag selbst bald nach ihrem feierlichen Erscheinen in drei als „Volksausgabe" eingeschmolzen, da die große Ausgabe nicht recht ging. Dehmel, der sein Werk wie jeder Vater liebte und sich auf den Gebieten des Essay, der Erzählung, der Komoedie verkannt glaubte, kämpfte dabei um manches Stück Arbeit und erzwang sich auch in dieser Ausgabe noch viel mehr, als gut war.

Und nun, da sein Hintritt die Bahn zur Volkstümlichkeit,

zur Erleichterung von Ballast und schnellerer Fahrt aus literarischen in wahre Volkskreise erleichtert und zugleich zur Pflicht macht, scharrt man Alles zusammen, was etwa noch das Schiff belasten könnte. Eine „Götterkomoedie“, die hoffentlich unbeachtet bleiben wird, war immerhin von ihm zum Druck bestimmt. Briefe aber, die er vielfach sammelte wie schrieb, durften, bei der besonderen Natur seiner Schreibweise, aus mehr als einem Grunde höchstens gesichtet edirt werden.

Nun aber wird in Kurzem ein dicker Band als vorläufige Auswahl erscheinen, der nicht nur Aerger erregt hat, ehe er erschien, der auch als Schrifttum nur den Freunden und ihnen selbst nur im Hinblick auf die vornehme Seele genießbar ist, die sich in so skurrilen, oft peinlichen, höchst privaten Wendungen ergoß. Das fühlen auch einige der ihm im Leben nächsten Personen, bedauern es; und konnten es doch nicht hindern.

Aber Werke! Läßt sich gar nichts mehr auffinden? Da er fast alle „Fassungen“ vernichtete, um den endgiltigen Text allein zu überliefern, zeigte er an, wie sehr man seine Entwickelung höchstens in den von ihm gezogenen Grenzen der Oeffentlichkeit zeigen sollte, und nachdem er mit heroischer Offenheit die Geschichte seines Herzens oft gedichtet, sogar autobiographisch skizzirt hatte, war deutlich, was post mortem zu meiden war.

Da finden sich aber noch alte „außerordentlich interessante, wertvolle Manuskripte, Entwürfe und Briefe, die sich für die Aufnahme in die Gesammelten Werke des Dichters weniger eignen“: um diese herum wird nun eine „Dehmel-Gesellschaft“ gebildet, damit sie „Freunde und Verehrer“ in kostbaren Ausgaben kaufen. „Das Erträgniß der Dehmel-Gesellschaft wird vollständig der Dehmel-Stiftung zufließen. Diese haben die Erben des Dichters errichtet, indem sie in Dehmels Wohnhaus in Blankenese den umfangreichen Nachlaß an Manuskripten, seinen ganzen, sorgsam aufbewahrten Briefwechsel und seine Bibliothek als Dehmel-Archiv belassen und der Oeffentlichkeit geschenkt haben. Das Dehmel-Archiv bleibt in dem Hause des Dichters zur Benutzung aufgestellt und soll in späteren Jahren der Hamburger Universität zufallen. Die Stiftung wird von einem Kuratorium verwaltet, an deren Spitze Dr. Von Melle, der ehemalige Erste Bürgermeister von Hamburg steht.“

Wer Dies las und Dehmel liebte, der persönlich jede unklare Ausnutzung seines Werkes ein Leben lang peinlich gemieden hat, mußte erschrecken. Das Alles hat einen falschen Ton: geistig giebt es weder eine Dehmel-Stiftung noch ein Dehmel-Archiv, nicht einmal ein Dehmel-Haus. Für ein Archiv fehlt es an wichtigem Material, für eine Stiftung an Objekten, für ein Haus an Tradition, für Alles aber an einer Leistung, die als Fragment oder Problem Studien erforderte. Hier ist ein Sänger, höret nur!

In Dehmels Nachlaß, in dem es keineswegs „außerordentlich interessante, wertvolle Manuskripte" giebt, ist nichts, was man „der Oeffentlichkeit schenken" könnte. An Briefen erscheint jetzt zu viel, nicht zu wenig, niemals wird eine umfassendere Sammlung folgen, die erste wird nicht einmal neu aufgelegt, die Briefe werden nie ins Bewußtsein des Volkes aufgenommen werden. Keinerlei archivarisches Studium fordert sein Weltbild heraus, keine Skizzen zu unausgeführten Plänen sind da, die sein Bild verändern könnten, kein Quellenstudium wird von Freund oder Gegner verlangt, nie wird es eine Dehmel-Philologie geben: nichts ist analog dem Falle Nietzsche, wo Stiftung, Archiv und Haus nicht Vorwände für persönliche Motive, sondern entscheidende Mittel waren, um einen Nachlaß zu entwickeln, der das veröffentlichte Oeuvre übertraf.

Als ich 1913 im Auftrage unseres gemeinsamen Verlegers Dehmels Biographie schrieb, mußte ich, behutsam, wie die Neigung fordert, die Hälfte seiner zehn Bände als entbehrlich darstellen. Heute wäre leichter erweisbar, daß nur ein einzelner Band ihn geraden Weges auf den Parnass versetzte; dieser Band aber würde ein Dutzend Stücke enthalten, die neben Goethes und Hoelderlins Sternen nicht verblassen. So groß war in einigen hohen Augenblicken Richard Dehmels Kunst.

„Dehmel-Gesellschaft" ist zweckloses Paradox. Wer den Dichter heute in Privatdrucken zu dreihundert Mark ausnutzt, statt ihn mit einer schmalsten Auslese für drei Mark ins Volk zu führen, versündigt sich an ihm, vielleicht nicht nur aus liebender Ueberschätzung. Emil Ludwig.



Ifflands berliner Theater*)

Die berliner Bühnenkunst aus dem Truppenbetrieb zum festen Dauerverband herüber zu leiten, diese Aufgabe des Königlichen Schauspielhauses war schon gelöst, als Iffland im Dezember 1796 zum Leiter der Anstalt ernannt wurde. Der Künstler übernahm einen Bühnenstaat von ausgesprochen örtlicher Eigenart. Unter den rund vierzig Schauspielern stammte die Hälfte aus Mitteldeutschland und dem Osten. Etwa acht Berliner von Geburt waren darunter. Der oberdeutsche Einschlag war gering. Die Hälfte von diesen vierzig Schauspielern hatte am berliner Theater zum ersten Mal die Bretter betreten. Sie waren hier ausgebildet. In Spielplan und Musik kamen einheimische brandenburger Kräfte dauernd zur Geltung. Julius von Voß, 1768 in der Stadt Brandenburg geboren, zuerst Offizier, Schriftsteller von unglaublicher Fruchtbarkeit, gewann, zumal mit seinen Lustspielen, erst seit 1807 Raum. Ein Märker war Friedrich Heinrich Himmel, 1765 zu Treuenbrietzen geboren. Friedrich Wilhelm II., von seiner Pianokunst gefesselt, machte ihn, statt zum Feldprediger, zu seinem Kapellmeister. Der Theaterdichter, der seit 1793 die Bühne durch mehr als ein Menschenalter mit der täglichen Kunst der Singspielbücher und Uebersetzungen versorgte, Karl Herklots, war ein Ostpreuße, 1759 zu Dulzen geboren und amtlicher Theaterdichter seit 1803. So zu sagen ein Märker war Friedrich Schulz, 1762 bis 1798. Mit seiner „Berlinischen Dramaturgie" (1799) trieb er in Berlin als Erster wirkliche Theaterkritik, Goethe und Schiller verschweigend, Lessing töricht übertreibend, Iffland und Kotzebue verhimmelnd.

Der Bühnenleiter August Wilhelm Iffland, weniger der Schauspieler, keinesfalls der Dichter, wuchs an seiner berliner Aufgabe zu umfassender Bedeutung heran. Hatte er sich in Gotha unter Ekhof und Gotter zum Schauspieler gebildet: zu Dem, was er als berliner Spielleiter ins Werk setzte, hatte er in Mannheim unter Dalberg den Grund

*) Ein Bruchstück aus dem Band „Die berliner Romantik (1800 bis 1814)", der im Verlag Erich Reiß erscheint.

gelegt. Hamburg als Pflanzstätte der großen sächsischen Bühnenkunst, Gotha als Sitz des kurzlebenden, aber um so einflußreicheren Hoftheaters, Mannheim als modern und großzügig geführtes Schauspielhaus sind Stufen seines raschen Aufstieges. Den schnell Begeisterten aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts galt Iffland als meisterlicher Inbegriff aller Darstellungskunst. Allein er bewegte sich innerhalb festgezogener und nicht allzu weiter Grenzen. Vollendet gab er den glatten Durchschnittsmenschen wieder, dessen gesellschaftlich ausgeglichene Züge nur leicht von innerer Eigenart bewegt werden, Züge, die sich drollig und witzig, humorvoll und lächelnd aufhellen und schattiren. Für Schiller wirkte Iffland um so uneigennütziger, als ihm die Gabe für große tragische Rollen fehlte. Nach dieser Seite stand Octavio Piccolomini für Iffland auf einer Grenze, die er nicht überschritt. In Ifflands letzten zwanzig Jahren ist die Darstellungskunst nicht das Wesentliche an seinem Werk. Es ist die feste und unbeirrbare Hand, mit der er das berliner Schauspielhaus für Schiller und Shakespeare zurüstete.

Iffland ging einen Mittelweg, hier die Bühne als Kunstanstalt, dort als wirtschaftliches Unternehmen, jenen Mittelweg, auf dem von links her immer wieder hereingebracht wird, was man nach rechts hin vorsichtig und in gedeihlichen Abständen zulegt. „Es ist mein Weg", wie er an Schiller schrieb, „als Kaufmann zu gehen und doch nicht dadurch den feinen Sinn merklich zu verletzen." Also ein „Kaufmann, der noch etliche Sinne mehr, als sein Comptoir fordert, besitzt". Und gegenüber Kotzebue, der Iffland nach der entgegengesetzten Seite zu zerren versuchte, erklärte Iffland sehr nachdrücklich: „In dem Handel mit Manuskripten muß die Handelsunbefangenheit mehr als irgendwo Statt finden." Er fühlte sich verantwortlich als Stimmunglenker einer großen, tausendfältig bewegten Stadt und war sich bewußt, daß das Gefühl der Masse nur mit einfacher Gewalt behandelt werden müsse, wenn es nicht abgleiten und Mißverstand erregen soll. Dies Theater war unter Iffland ganz protestantisch-preußisch auf das Wort, auf das rein Literarische begründet, im vollsten Gegensatz zu Wien. Sah Heinrich Laube daher in angeborener Ge-

schmeidigkeit sein höchstes Ziel darin, den Schauspieler zu schulen und zu erziehen, Iffland versuchte es, unmittelbaren Einfluß auf die entstehenden Bühnenwerke, auf den Spielplan im Werden auszuüben, geistvoll anregend, wenn es sich um Schiller, geschickt erziehend, wenn es sich um Werner handelte. Das nun, nicht einfach, Stücke lesen, ablehnen, annehmen, sondern das Schaffen selber in gewollter Richtung zu beeinflussen: Das hieß in dieser Stadt die führende Bühne wahrhaft schöpferisch leiten.

Jetzt und immer, doch vor Allem unter Iffland, war in Berlin der Spielplan Alles. Seit Anfang 1796 bis Ende 1814 wurden von Iffland sechsundzwanzig Stücke, von Kotzebue (ohne die Singspielbücher) rund achtzig, von Herklots rund fünfzig Stücke, meist Bearbeitungen, als Neuheiten eingestellt. Gegen diese Masse als Einheit kam für den laufenden Abendbetrieb kaum etwas Anderes in Betracht. Herklots schnitt die täglichen Bissen vor und war sonst belanglos. Aber Iffland und Kotzebue. Sie waren ein Paar, zwei Herrscher, die unvergleichbar stärker als die zwei anderen von Weimar über die Menge geboten. Schon Kotzebue für sich war eine literarische Macht, der geschickteste Macher, der je in deutscher Sprache schrieb. Als die romantische Bewegung sich literarisch auswässerte und in ihre stofflichen Bestandteile auflöste, kristallisirten sie sich von Neuem gerade um Kotzebues Erzählungen mit Vorliebe. Das größte deutsche Lustspieltalent war ihm zu Teil geworden. Unendliche Fülle, nicht im platten Sinne der Fruchtbarkeit, Beweglichkeit in allen Bahnen, Kreisen, Zeiten, Formen, Stoffen und Stimmungen, ein vollendeter Künstler alles Dessen, was die Bühne verlangt, ermöglicht, gewährt: Kotzebue war in seiner Art eine Begabung ohnegleichen. Von seinem „einzig dramatischen Genie“ erbat sich Beethoven dringend eine Oper, „möge sie romantisch, ganz ernsthaft, heroisch, komisch, sentimental sein“. Aber freilich, zweihundertelf Bühnenstücke! So was vertragen die Leute nicht, denen das Viel immer ein Beweis gegen die Güte ist.

Als Kotzebue sich von Iffland eingeengt fühlte, setzte ihm Dieser kühl ihr Verhältniß auseinander: „Die meisten Vergleiche sind Albernheiten. Zwischen uns kann gar keiner

Statt finden. Sie besitzen das Verdienst des Dichters, ich nicht. Ich schreibe blos nach Empfindung und einiger Erfahrung. Was ich auf die Menschen wirke, kann geschehen und kann auch bestehen, ohne daß deshalb Ungerechtigkeiten gegen Andere geschehen.“ Iffland, der Mann aus Hannover, war in seinen Stücken aufgeklärt, reinste Aufklärung ohne jeden Zusatz. Kotzebue, der Ostdeutsche von Abkunft, arbeitete stark mit formalen Mitteln, die als solche romantisch wurden, wenn sie es schon nicht waren. Ifflands Held war der deutsche Spießer in seinen vier Wänden, mit Frau und Sohn und Tochter tragisch oder komisch oder gerührt verwickelt. Gerade der Vater der beiden Brüder, Johann Adolf Schlegel, war es gewesen, der mit seinen Predigten unauslöschlichen Eindruck auf den jungen Iffland gemacht hatte. Er wollte Prediger werden, und bewußt oder unbewußt, durch den Vortrag von Predigten übte er sich, da ihm das Komoedienlesen verwehrt wird, für den Beruf des Bühnenkünstlers. Angeregt von den verbreiteten englischen Büchern der Zeit, träumte er sich in die Idylle des ländlichen Pfarrhauses. Predigt und Pfarrhaus bestimmten Ton und Stoff seiner moralischen „Familiengemälde“. Von außen herein, nicht von innen heraus, werden alle seine Gestalten bekehrt und sittlich gebessert. Die Handlung entblättert sich selten aus dem Wesen seiner Leute; daher der große Aufwand an Nebengestalten. Wie konnte er anders das ganze Werk in Umschwung bringen? Natur und Kultur bringt er überall in einen falschen Gegensatz. Kultur ist immer die Quelle des sittlich Schlechten; die Natur ist immer sittlich gut. Daher müssen seine Menschen immer in den Naturzustand zurückkehren, wenn sie wieder gut werden sollen. Es war Goethe, der ungefähr so das Wesentliche in Ifflands Stücken zusammenfaßte.

In diesen Spielplan fing nun Iffland geschickt und glücklich die reifenden oder neuen Gestalter ein. Er setzte in Berlin den Klassizismus durch. Das war aber Schiller und nicht Goethe. Ifflands Briefwechsel mit Goethe ist spärlich und unfruchtbar. Nur wegen „Tancred“ bemühte sich der Dichter selber, natürlich nicht ohne das unver-

meidliche „Schema" beizulegen. „Egmont" wurde im Februar 1801, „Iphigenie" erst im Dezember 1802, „Die Natürliche Tochter" im Juni 1803 gespielt. Matt und lustlos aufgenommen, vermochten sie dem „Kaufmann" Iffland keine Freude zu machen. Das neue Spielbuch des „Götz" konnte Goethe am vierzehnten Juni 1804 nur versprechen, sobald es „producibel" sei. Immerhin bohrte Iffland selbst bei Goethe. Denn von Karlsbad aus geht Dieser 1812 auf die „vorjährige" Anregung wegen einer Oper ein.

Für Schillers Verhältniß zn Berlin hat Iffland das erste Wort gesprochen und es so lange wiederholt, bis es fing. Am fünften Oktober 1798 bat er Schiller um „Wallenstein". Im Dezember antwortete der Dichter und verteilte bereits im Kopf die Rollen. Für die berliner Bühne strich er die Trilogie stark zusammen. „Die Möglichkeit, daß eine Armee in Masse deliberirt, ob sie sich da oder dorthin schicken lassen soll oder nicht", wie es scheint, ein Bedenken, das Iffland auf eigene Faust hatte, schloß das „Lager" vorläufig von der Aufführung aus. Iffland setzte dem Dichter die Gründe auseinander. „Das Skandal wird genommen und nicht gegeben", erwiderte Schiller trocken. Im Februar und im Mai 1799 gingen dann „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" in Szene: Iffland als Octavio, Fleck als Wallenstein, viel bewundert im großen Selbstgespräch und in der Szene Wallenstein-Wrangel. Im Juni 1800 wurde über „Maria Stuart" verhandelt. Schiller hatte für Berlin Bedenken wegen der Szene im letzten Aufzug, wo Maria von ihren Getreuen Abschied nimmt. Das Stück wurde im Januar 1801 aufgeführt; im November des selben Jahres die „Jungfrau von Orleans" und dreizehnmal bis Jahresschluß. Der April 1802 brachte „Turandot", der Juni 1803 „Die Braut von Messina". „Wilhelm Tell", der ausdrücklich für Berlin bestimmt war, rang Iffland dem Dichter stückweise ab. Schiller entwarf genaue Szenenbilder. Am vierten Juli 1804 wurde das Stück gespielt. Die „Phaedra" war das Letzte, was Schiller an Iffland schickte.

Ifflands Verhältniß zu den zwei Dichtern, Schiller und Werner, zeigt, wie er seine Aufgabe als Bühnenleiter erfaßte. Beide Männer hatten in jungen Jahren am mann-

heimer Theater mitgewirkt. Da sie auf der Höhe ihrer Kraft standen, durften sie, der Eine als Schöpfer, der Andere als Darsteller, von der Bühne einer Großstadt aus gemeinsam arbeiten. Das weite, geistig erregte Berlin um 1800 war für Schiller, dem das enge Weimar jedes Wort verschluckte, eine Plattform von unbeschränkter Hörweite. Und Iffland, so oft an Unzulängliches gewiesen, konnte nun einmal seine gelassene Kraft am Höchsten messen. Beide Männer, so einzig in ihrer Art, waren im besten Zuge, sich auf einander einzuspielen. Ein gedeihlicheres Bündniß als das von Weimar. „Wie die Archenbewohner nach der Taube mit dem Oelblatt", so spähte Iffland jedes Jahr nach Schiller aus. Der Bühnenleiter suchte den Dichter in der Stoffwahl zu lenken. Vorsichtig wies er ihn auf die Mühlberger Schlacht, auf den Großen Kurfürsten, dringlicher auf Heinrich den Löwen, ja, mit halbem Zugeständniß an die Romantik, auf Gustav Adolf hin „mit seinem romantisch-religiösen Wesen". Und da Schiller diese nachdrückliche Teilnahme unbequem war, entschuldigte sich Iffland, er wolle ja nur den Geist, so lange er unsicher über den Wassern schwebe, bewegen, sich da oder dort niederzulassen. Und der Dichter schloß sich dem Schauspieler auf. Den Großmeister des Maltheserordens, als „Charakter eines Hausvaters im heroischen Sinn", wollte er, Ifflands Anlage im Kernpunkt fassend, Diesem auf den Leib schreiben. Er vertraute dem Darsteller seine Pläne mit Warbeck und Tell vor der Zeit an und war ihm durch kleine Lustspielarbeiten gefällig.

Zwischen Beiden schienen sich große Dinge anzubahnen. Schon 1801 wollte Schiller nach Berlin. Dann kamen die Maitage des Jahres 1804. Iffland bereitete dem Dichter einen königlichen Empfang. „Die Räuber", in Schillers Gegenwart und in einem Jubel ohne Maß, „Die Braut von Messina", „Die Jungfrau von Orleans", „Wallensteins Tod", zwei Monate nach Schillers Abreise „Wilhelm Tell". Konnte je ein Deutscher in vierzehn zusammengedrängten Tagen sich an solcher Fülle und solchem Erfolg eigener Werke berauschen? Iffland war geschäftig und schmiedete Pläne, um Schiller in Berlin zu halten. Am zweiundzwanzigsten Mai 1805 bereitete er mit der „Jungfrau von Orleans" dem Dichter seine Totenfeier.

Nicht Goethe, sondern Schiller; es war ein Gegenstoß von der Bühne aus, dem die Romantik nichts entgegenzuwerfen hatte . . . Nach der Shakespearevorschule, die Schröder den Deutschen gehalten hatte, führte Iffland in gemessenen Abständen Schlegels deutschen, den echten Shakespeare auf, im Oktober 1799 „Hamlet", im Februar 1804 „Julius Caesar", im März 1810 den „Kaufmann von Venedig", im April 1812 „Romeo und Julia". „Macbeth" wurde nach Schiller, „Othello" nach Johann Heinrich Voß gegeben. Die Lustspiele des Engländers fehlten auch im berliner Spielplan. Das Alles geschah um Shakespeares willen; ein Zugeständniß an die Romantik lag darin nicht. Heinrich Kleist zog nur von außen her und mit einem kurzen Briefwechsel spurlos an dieser Bühne vorüber. Iffland hatte das „Kätchen von Heilbronn" abgelehnt. Kleist schrieb darauf am zehnten August 1810: „Es tut mir leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Euer Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben." Iffland wich dem lebensgefährlichen Stoß besonnen und nüchtern mit einer so kurzen Wendung aus, daß Kleist ins Leere traf. Kaum, daß der Gefährdete merken ließ, er sei einen Augenblick an Ehre und bürgerlichem Leben bedroht gewesen.

Iffland und die Romantik aber: Das war Iffland und Zacharias Werner. Der Spielleiter hatte zunächst das Gefühl, hier sein Verhältniß zu Schiller fortsetzen zu können. Wenn Gubitz erzählt, Schiller habe in Berlin, Mai 1804, nachdem er die „Söhne des Tales" gelesen, zu Iffland gesagt: „Das ist Ihr Mann, an den müssen Sie sich halten, wenn Sie Etwas für die Bühne haben wollen", so ist Das nur ein gut erfundenes Geschichtchen. Denn Werner schickte das Stück erst am vierten August 1804 von Warschau ab. Ifflands Stimmung Werner gegenüber zeichnet es aber wahrheitgetreu. Iffland nahm sich des neuen Dichters wahrhaft als Erzieher an. Ein zweiter Schiller sollte aus ihm werden. Witz und Schärfe, Geduld und Ansehen, was er vermochte, bot Iffland auf, indem er zugleich gegen Goethe ankämpfte, Werner seinen romantischen Geist auszutreiben. Das hieß schöpferisch und mit Weitblick gegen

die Romantik arbeiten, wenn man ihren Nachwuchs verdarb. Unterwürfig und in Dienstbarkeit ersterbend, gab sich Werner vorerst auch literarisch willenlos in Ifflands Hände. Schon im November 1805 nahm Dieser von sich aus die hamburger Bühnenfassung der „Söhne des Tales" an. Zur „Weihe der Kraft" wünscht Iffland von Werner einen Vorbericht, der das bedenkliche Stück auf glatter Fläche in die Menge leiten sollte. Am Meisten störte das mystische Zwischenspiel von Therese und Theobald in diesem Lutherdrama. Werner mußte mit starken Worten seine evangelische Rechtgläubigkeit dartun. Am elften Juni 1806 wurde das Stück zum ersten Mal gespielt. Ueber Szenenbild und Darsteller berichtet Eichendorffs Tagebuch bei der Aufführung vom achtundzwanzigsten Februar 1810: „Sehr voll. Weihe der Kraft. Das Gebet Luthers (Iffland), während die Flöte bläst. Die echtromantische Szene, wo Luther mit Melanchthon und seinem Vater Katharina zu Füßen, Therese und Theobald (Mlle. Schick) vorn auf der Erde sitzend und ein Duett singend (himmlisch), hinten Einer mit dem Waldhorn akkompagnirend, Ritter Wildeneck in der Mitte stehend. Großer, pompöser Zug in echtem, reichstem Kostüm. Alle Kurfürsten etc. zu Pferde (geführt). Herrliche Figur des Kaisers (Bethmann) zu Pferde unterm Baldachin." Iffland nahm sich Werners gewissenhaft an. Als Werner im März 1808 die „Wanda" an Iffland schickte, suchte er das Wohlwollen des Spielleiters vorweg zu nehmen, indem er beteuerte, Goethe habe ihn jetzt davon abgebracht, die Mystik auf der Bühne durchzubringen. Es half ihm aber nicht. Iffland lehnte Goethes Urteil ab, fast mit den Worten, die der Wiener Schreyvogel um die selbe Zeit und gleichfalls als Gegner von Goethes Bühnenkunst gebrauchte. „Das Stück kann durch Eigenheiten Herrn von Goethe angezogen haben und kann, da, wo er und Etliche in einem kleinen Publikum den Ton gebieten, aushalten. Mehr hat es nicht bewirkt." Mit ätzender Schärfe wies er Werner nach, daß zwar von der früheren Mystik nicht mehr die Rede sei, dafür aber von einer neuen, und zwar noch weniger bedeutenden. „Werner verläßt Werner, um hinab zu Tieck zu geraten." Es war das Bitterste, was Iffland wußte.

Und er nannte dem Dichter das größte Ziel und die höchste Hoffnung: „Eine Tragoedie von Werner muß man wie eine Tragoedie von Schiller aufschlagen ... Geben Sie uns, wie Schiller, Geschichtstücke, würzen Sie diese mit der Gewalt erhebender Gefühle, mit der Weisheit der Erfahrung und stellen Sie die Charaktere mit den treuen, festen Umrissen auf, wie Sie es so herrlich vermögen. Dann sind Sie der Dichter der Nation.“ Am vierten Mai 1809 glaubte Werner, stolz wie ein Wettläufer am Ziele, so weit zu sein, wie Iffland ihn haben wollte, und schickte den „Vierundzwanzigsten Februar“ nach Berlin. Führer und Schüler waren mit einander fertig. Das Stück wurde erst im März 1815 gespielt. Iffland hatte kein Glück mit Werner. Das tragische Verhängniß, das über den Umgang der zwei gegensätzlichen Menschen stand, fügte es, daß Iffland Ende 1813 als Luther in Werners Stück zum letzten Mal die Bühne betrat.

Doch trotz diesem Ausgang Zacharias Werner konnte, von Goethe gefördert, von der Erwartung, die in ihm einen Erben Schillers sah, getragen, mit Iffland ringend, von Iffland erzogen, so viel des romantischen Geistes auf dem berliner Theater durchsetzen, wie Iffland ihm, des Glaubens an Werners Vollendung willen, widerstrebend zugestand. Die Romantik im berliner Schauspielhaus: Das war nicht August Wilhelm Schlegel, sondern Zacharias Werner. Die Bewegung hatte sich inzwischen so verbreitert, so mannichfaltige Formen angenommen, daß sie an Iffland vorbei unaufhaltsam ins Theater strömte. Zwar der Braunschweiger Klingemann war den Führern der Romantik nur persönlich nahegestanden. Doch er hatte an ihrer Seite gekämpft und wie sie den Ingrimm der Gegner gelitten. So war es ein Anzeichen völlig gewandelter Verhältnisse, daß Iffland in den Jahren 1809 bis 1812 ihn mit sechs Stücken zu Worte kommen ließ. 1805 wurde von Fouqué ein kleines Drama, 1812 von Koreff das Singspiel „Don Tacagno“ gegeben. Mit Contessa, Theodor Hell, Adolf Müllner fingen dann noch unter Iffland die Abwässer der Romantik zu fließen an.

Seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts, das Ende

1801 die stärkste Kraft unter den berliner Darstellern, Fleck, fortraffte, gab Iffland auch dem Druck von Wien her williger nach. Im Trauerspiel machten sich Heinrich Collin und Franz Castelli geltend. Im Lustspiel gewannen Steigentesch, Sonnleithner, Castelli steigenden Einfluß. Gluck und Mozart waren nicht zu umgehen. Im Singspiel ließen sich Hensler und Schikaneder von Herklots nicht unterdrücken. Ueberdies wurden die wiener Spielpläne rücksichtlos ausgebeutet, ohne daß immer das fremde Gut unter dem Namen seines rechtmäßigen Eigentümers ging.

Nach außen hin wies die Entwickelung des berliner Hauses wenig Einschnitte auf. Am einunddreißigsten Dezember 1801 wurde das alte Gebäude am Gendarmenmarkt geschlossen, am ersten Januar 1802 das neue, außen unschön, innen glänzend, doch unbehaglich, mit Kotzebues „Kreuzfahrern" eröffnet. Als dann französische Wachen an den Toren aufzogen, wurden fast nur Singspiele und komische Ballette gegeben. Nach der Rückkehr des Königspaares wurde die Kapelle und die italienische Oper mit dem Schauspielhaus vereinigt. Am zweiundzwanzigsten September 1814 starb Iffland. Als Schauspieler wie als Dichter war er um 1800 veraltet. Daß seine Stücke überwunden wurden, damit fand er sich großherzig ab, ja, er bot in kluger Erkenntniß die Hand dazu. Aber der Schauspieler hielt neben dem Bühnenleiter auf den Brettern aus. An solcher Doppelarbeit rieb er sich vorzeitig auf. Iffland setzte in Berlin den Klassizismus Schillers durch, der Romantik zum Trotz. Er bahnte dem Shakespeare Schlegels den Weg. Indem er Kleist niederhielt und Werner die Wege Schillers zu führen suchte, brachte er das brandenburger Theater um seine eigentümlichste und bodenständigste Kraft, suchte er die romantische Bewegung an der Wurzel zu treffen. Als die Zeit gegen ihn gesprochen hatte, gab er zum Schluß noch dem mächtigen Auftrieb romantischer Unterströmungen nach. Dem Geist der Romantik vermochte er auf die Dauer das berliner Theater nicht zu sperren.

Josef Nadler.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Rein deutsches Unternehmen!

vormals Gebr. Melcher-Uerdingen a. Rh.

gegründet 1810

Für Inserate verantwortlich: A. Riehmann, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.